

Die Liebe überwindet Alles.

Eine Geschichte nach dem Leben. Von **A. Berthold.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Wie in der letzten Zeit immer, so leerte Alfred auch heute hastig seine Tasse und wollte rasch sich erheben, als seine Frau ihm die Hand auf den Arm legte und ihn sanft zurückhielt.

„Einen Augenblick, Alfred!" sagte sie. „Ich wollte Dich etwas fragen. Erzähltest Du mir nicht neulich — ich glaube, es ist schon ziemlich lange her — daß Du die Absicht hättest, Dir eine größere Bibliothek anzulegen, daß es nothwendig wäre, Dir einige ältere und neuere Spezialwerke anzuschaffen?"

Alfred sah überrascht auf. „Mein Gott, wie kommst Du darauf? Ich habe wohl vor zwei Jahren diesen Wunsch einmal geäußert, aber ich habe mich überzeugt, daß diese Spezialwerke ganz überflüssig sind. Die beste Information bekommt man durch die Praxis. Du hast ein gewaltiges Gedächtniß, liebe Betty, oder Du hast ein besonderes Interesse an der Sache."

Betty versuchte zu lächeln, ihr Auge war aber merkwürdig unsicher, und sie vermied es, dem Blicke des Gatten zu begegnen. „Ein Interesse habe ich wohl an der Sache gehabt," entgegnete sie. „Ich ging nämlich lange mit dem Gedanken um, Dir eine solche Bibliothek zu schenken; aber ich verstehe nichts davon. Ich würde die rechten Bücher nicht auszuwählen wissen, ja, ich wüßte nicht einmal herauszufinden, wann Du selbst sie Dir gekauft hast. Ich habe daher gedacht, es sei das Beste, Du kauftest Dir die Bücher allein. Sei mir nicht böse, wenn ich Dir vielleicht zu diesem Zwecke zu wenig gebe, aber hier sind fünfzehnhundert Mark, vielleicht reicht das für die gewünschten Bücher aus."

Betty war immer verwirrter geworden. Sie verstand das Lügen nicht, und wenn ihr Gatte nicht selbst in diesem Augenblicke so erregt und ergriffen gewesen wäre, so hätte er wohl ihre Verwirrung bemerken müssen. Sie sah, daß sie ungeschickt gewesen war, sie ahnte, daß sie ihrem Gatten mit dem plötzlichen Angebot des Geldes verdächtig werden konnte, und sie redete deshalb darauf los, um sich selbst zu betäuben und um erst keinen wirklichen Verdacht in ihrem Gatten aufkommen zu lassen.

„Weißt Du," sagte sie, „daß ich ganz glückselig bin, auf diesen Gedanken gekommen zu sein, über den Du vielleicht lachst; aber Du bist so ohne alle Bedürfnisse, so ohne alle Ansprüche an das Leben, daß ich mich wie ein Kind freue, wenn ich einmal eine Gelegenheit finde, Dich mit irgend etwas zu überraschen und Dir eine Freude zu bereiten. Du würdest mich wirklich schwer kränken und mir eine große Freude verderben, wenn Du dieses Geld jetzt zurückweisen wolltest. Willst Du Dir die Bücher jetzt nicht kaufen, so lege Dir das Geld hin; vielleicht bietet sich einmal eine bessere Gelegenheit, wenn irgendwo eine Bibliothek verkauft wird; Du stehst ja mit Antiquaren in Verbindung."



General Augustin y Davila,
Generalgouverneur der Philippinen. (S. 299)

Betty sah ein Zucken um die Mundwinkel ihres Gatten, sie sah seine Augen feucht werden, und plötzlich umarmte und küßte sie ihn zärtlich und sagte: „Nun habe ich Dir aber genug vorgeschwatzt. Du mußt gewiß an die Arbeit, Alfred, auch ich muß in die Küche."

Und fast fluchtartig verließ sie das Zimmer.

Hinter der geschlossenen Thür blieb sie noch einen Augenblick stehen und drückte beide Hände auf ihr klopfendes Herz. Sie hoffte, ihr Gatte habe nichts gemerkt.

Sie wollte ihn von den kleinlichen Sorgen befreien, hatte er doch große Sorgen genug. Sie fühlte sich glücklich, daß ihr Streich ihr so geglückt war, und wie viel glücklicher hätte sie sich gefühlt, wenn sie Alles, was sie besaß, hätte hergeben können, um den Gatten wieder glücklich zu machen und ihn von der furchtbaren Last, die ihn drückte, zu befreien.

4.

Niemand schließt leichter Bekanntschaft, ja Freundschaft, als leichtsinnige Leute, deren Streben dahin geht, sich durch Kneipgelage und Zechereien zu unterhalten.

So hatte auch Lichtenberg sehr rasch eine merkwürdig vertraute Bekanntschaft mit seinem neuen Freunde, dem Gutsbesitzer Schlösser, in die Wege geleitet. Er fand an ihm einen Kumpan, wie er ihn gerade brauchen konnte. Schlösser war stets zu allen Streichen und Kneipereien aufgelegt, dabei anscheinend ohne Beschäftigung, und deswegen gefiel ihm dieser Mann außerordentlich. Er ließ sich nicht lumpen, und beständig gab es unter den beiden Freunden darüber Skandal — natürlich nur im Scherz — wer bezahlen sollte, weil Jeder immer wünschte, daß der Andere sein Gast sei.

Wenn man sich in gehobener Stimmung befand, erzählte man sich allerlei Streiche aus dem Leben, und Schlösser theilte Lichtenberg bald mit, daß er auch einmal in seinem Leben eine große Dummheit gemacht habe, die ihn sogar mit dem Strafgericht in Konflikt und seine Verurtheilung zu einem Jahr Gefängniß mit sich gebracht habe. Er besitze

sein Gut längst nicht mehr, sondern habe es seinen Gläubigern überlassen müssen, er lebe jetzt davon, Hypotheken zu vermitteln und manche Sachen insgeheim zu arrangiren, welche die Leute nicht öffentlich abgewickelt sehen wollten; er nenne sich noch immer Gutsbesitzer, denn er habe keinen anderen Titel, und er könne doch nicht sagen: „Gutsbesitzer außer Dienst."

Dieses Vertrauen Schlösser's weckte das Lichtenberg's, und dieser erzählte, daß auch er einmal eine unangenehme Sache gehabt und deshalb ebenfalls eine Gefängnißstrafe verbüßt habe. Nur sei er in der Lage, angenehm leben zu können, denn er habe einen reichen Verwandten, der ihn erhalten müsse.

Der Zechkumpan Lichtenberg's, der natürlich Niemand anderes war, als der Agent des Detektive-Instituts, zeigte nicht die mindeste Ueberraschung, als Lichtenberg von dem „reichen Verwandten" sprach. „Wenn Du nur," sagte er, „den guten Mann sicher hast! Denn Du wirst es wohl auch erfahren haben: auf Verwandte ist kein Verlaß. Mich haben die meinigen auch sitzen lassen, und ich brauchte mich, weiß Gott, heute nicht so kümmerlich durchzuschlagen, wenn sie ihre Pflicht an mir gethan hätten."

„Meinen habe ich sicher," sagte Lichtenberg lachend. „Ich würde ihm nicht rathen, etwas zu unterlassen, was ich wünsche. Das würde ihm schlecht bekommen!"

Schlösser brach hier sofort das Gespräch ab, anscheinend als betrachte er die Redensarten Lichtenberg's als Prahlerei. Er kam erst an einem der nächsten Abende wieder auf den reichen Verwandten, und zwar als Lichtenberg von selbst anfing.

Das flotte Leben, das dieser führte, kostete Geld. Er hatte mit Schlösser ein paar Ausflüge in die Umgegend gemacht, bei denen es hoch her ging und bei denen Lichtenberg mit Geld nur so um sich geworfen hatte.

Am letzten Abende saß er etwas nachdenklich da. Aber sein Kumpan heiterte ihn auf, indem er ihm beständig zutrank.

„Nun, was ist denn mit Dir los, Freund und Gönner?" sagte Schlösser endlich. „Du siehst ja heute verwünscht gedrückt aus, gar nicht so lustig wie sonst. Will etwa der Herr „Verwandte" nicht mit Geld heraus? Dann wollen wir ihm auf die Bude rücken, und ich versichere Dich, wenn Du Hilfe brauchst, ich kann sie Dir leisten; ich weiß mit solchen Leuten umzuspringen."

„Das ist's nicht," sagte Lichtenberg. „Ich habe überhaupt die Absicht, mich von dem Verwandten etwas zu emanzipiren. Aber es ist mir etwas eingefallen, und vielleicht kannst Du mir helfen. Du hast doch Bekanntschaften hier in der Stadt?"

„Natürlich," entgegnete Schlösser. „Ich bin hier als Agent in allen Kreisen bekannt. Von meiner früheren Geschichte weiß hier Niemand etwas, weil ich in einer ganz anderen Provinz früher gelebt habe. Ich kenne hier so ziemlich alle Welt und bin selbst so bekannt wie ein bunter Hund."

„Das stimmt," sagte Lichtenberg; „Du scheinst einen riesigen Bekanntenkreis zu haben. Sage 'mal, hast Du auch mit Bankiers Bekanntschaft und mit Leuten, welche Bankgeschäfte haben?"

„Ganz gewiß," entgegnete Schlösser, „ich vermittle ja sehr viele Geschäfte mit Bankiers."

„Das wäre brillant!" sagte Lichtenberg und verfiel dann wieder in Nachdenken.

„Du kannst auch Wechsel diskontiren?" fragte er nach einer Weile wieder.

„Wenn es sein muß, auch das kann ich," sagte Schlösser und betrachtete Lichtenberg, der vor sich hin stierte und mit dem Finger einen vergossenen Weinrest auf dem Tisch verrieb, mit ironischem Lächeln.

„Hast Du denn Wechsel zu diskontiren?" fragte Schlösser nach einer Pause, als Lichtenberg schwieg.

„Vielleicht," sagte Lichtenberg. „Ich sehe nicht ein, weshalb ich immerfort um Geld betteln soll! Ich stelle einfach Wechsel auf meinen Verwandten aus, und er muß sie einlösen. Er muß — sonst soll ihn —"

Er sprach diese Worte halblaut vor sich hin, und Schlösser that daher, als beachte er sie nicht.

„Das Diskontiren von Wechseln kann ich Dir besorgen," begann er vielmehr nach einer Pause. „Natürlich verliert man ja Einiges wegen den Zinsen, und die Bankiers wollen auch ihr Geschäft dabei machen. Aber wenn Du Wechsel hast — es kommt freilich auf die Höhe an," setzte Schlösser gleich hinzu.

„Na, die Höhe ist beliebig," sagte Lichtenberg.

„Kleinere Wechsel, weißt Du, Wechsel über einige hundert Mark etwa, sind natürlich leichter unterzubringen, wie große Wechsel; denn wenn es sich um Tausende handelt, schöpfen die Bankiers gleich Verdacht."

„Verdacht?" sagte Lichtenberg, wie es schien, etwas erschrocken.

Langsam hob Schlösser den Kopf und sah Lichtenberg an. Dieser Blick war so eigenthümlich prüfend, daß Lichtenberg ihn nicht aushielt, sondern erröthete und den Kopf wegwenden wollte.

Aber Schlösser lachte so laut auf, daß sich Lichtenberg erschreckt umsah, als wolle er sich überzeugen, ob auch Niemand in dem Lokale auf dieses übertriebene Lachen Acht habe.

„Alter Junge," rief Schlösser, „Du wirst mir doch keine Geschichten vormachen! Wenn Du Wechsel diskontiren willst, so sind das doch Wechsel — na, wir wollen 'mal sagen — die eigentlich keine Wechsel sind, oder — verstehe mich nur recht, sei kein Narr — Du kennst mich ja genügend — unter uns gesagt: Du machst die Wechsel in Bausch und Bogen mitsammt dem Accept, und ich soll sie unterbringen. Thu' mir die Liebe," sagte Schlösser jovial, als Lichtenberg opponiren wollte, „thu' mir die Liebe und mach' keine Faxen. Ich bin ein altes Huhn, das man nicht so leicht 'reinlegt. In dem Augenblicke, wo Du so schüchtern anfingst, von Wechseln zu reden, wußte ich lange, wo Du hinaus wolltest. Aber ich finde Deine Idee vorzüglich und bin bereit, Dir zu helfen, und wenn Du einen Verwandten hast, der thun muß, was Du willst, wie Du behauptest — hoffentlich hast Du nicht renommirt! — dann finde ich die Idee genial von Dir, auf ihn Wechsel auszugeben. Du machst die Wechsel, ich bringe sie unter, und Du theilst dem Herrn Verwandten liebenswürdigerweise mit, daß er an dem und dem Tage ein Wechselchen einzulösen hat. Wenn Du ihn, wie Du sagst, ganz und gar in Deiner Hand hast, muß er ihn ja einlösen!"

Lichtenberg hatte zuerst mißtrauisch Schlösser betrachtet, als dieser aber jetzt wieder lustig auflachte, lachte er mit und sagte: „Schlösser, bei Gott, Du bist ein Teufelskerl! Das ist eine Bombenidee von Dir! Du hast ganz Recht, ich mache die Wechsel, Du bringst sie unter, natürlich bekommst Du eine anständige Provision — ich will nichts umsonst — und ich theile meinem Verwandten — hol's der Henker! es ist ja gar kein Verwandter — sagen wir also meinem „Freunde" mit, daß an dem und dem Tage ihm ein Wechsel präsentirt wird. Er muß den Wechsel selbstverständlich einlösen, wir laufen also gar keine Gefahr. Ich habe Geld in der Hand, wann ich will, ich brauche bei dem Kerl nicht erst um jeden Groschen zu betteln, und die Einnahmequelle kann eigentlich gar nicht versiegen. Höre, Schlösser, Du bist ein Mordskerl; darauf trinken wir eine Flasche, aber die bezahle ich."

Die Flasche kam, und Schlösser sagte mit pfiffigem Augenzwinkern: „Weißt Du, lieber Lichtenberg, vom ersten Tage, an welchem ich Dich sah, sagte ich mir: Das ist Dein Mann! Mit dem sind noch Geschäfte zu machen. Nun aber gleich an's Werk; nur nicht Sachen aufgeschoben, die man gleich vornehmen kann. Unter uns gesagt, in meiner Tasche ist auch Ebbe, und ich würde mich freuen, eine hübsche Provision an Dir zu verdienen."

„Weißt Du was," sagte Lichtenberg, „ich gebe Dir ein Drittel ab. Das ist doch sehr anständig."

„Sehr anständig, riesig anständig, Bruderherz," rief Schlösser, „eigentlich zu anständig finde ich das! Aber es bleibt ja unter guten Freunden, und ich habe ja auch eine schwere Arbeit mit dem Unterbringen der Wechsel. Wenn sie nicht eingelöst werden, kriegen sie mich beim Kragen."

„Darüber mache Dir nur keine Sorgen!" sagte Lichtenberg. „Die Wechsel werden eingelöst, darauf will ich schwören."

„Gut," erklärte Schlösser, „dann mußt Du mir aber auch klaren Wein einschenken. Ich muß wissen, um was es sich handelt. Denke nur daran, ich stecke den Kopf in die Schlinge, denn wenn es 'rauskommt, daß die Wechsel gefälscht sind, werde ich in erster Reihe gepackt und nicht Du. Selbst wenn ich zehnmal behauptete, Du hättest mir die Wechsel gegeben, würde man mir nicht glauben. Aber ich würde es natürlich niemals sagen, daß Du die Wechsel gemacht hast; ein nichtswürdiger Schuft und ein Lump ist der, der einen Freund und Genossen verräth! Natürlich verlange ich aber auch von Dir Diskretion, Lichtenberg. Du darfst über die Sache mit Niemand reden, verstehst Du mich? Darauf gib mir Deine Hand, darauf laß uns anstoßen. Wir sind ehrliche Kerle, was die Welt auch von uns denkt!"

„Gewiß," sagte Lichtenberg, der schon etwas angetrunken war. „Ich will Dir die Sache erklären. Der Mann, um den es sich handelt, hat eine reiche Frau und dadurch Kredit. Es ist," fügte Lichtenberg flüsternd hinzu, „der Amtsrichter Lauffert. Kennst Du ihn?"

„Lauffert — Lauffert?" sagte Schlösser, als müsse er sich besinnen. „Amtsrichter Lauffert? — Warte einmal! Ich glaube, ich kenne den Mann persönlich nicht. Hat er nicht eine ziemlich junge und hübsche Frau?"

„Na, mit der Schönheit geht es!" sagte Lichtenberg. „Sie ist reich, das ist Alles."

„Jetzt erinnere ich mich!" sagte Schlösser, als habe er sich besonnen. „Ich habe die Frau neulich getroffen, als ich beim Bankier Hartmuth war. Dort hat sie gewiß Geld in Depot, denn sie ließ sich dort eine größere Summe auszahlen."

„Das wird schon stimmen," sagte Lichtenberg.

„Sehr gut!" sagte Schlösser. „Das wäre günstig! Bei Hartmuth bin ich bekannt, dort habe ich schon öfters geschäftlich zu thun gehabt, und dort würde man mir natürlich ohne Weiteres die Wechsel des Amtsrichters Lauffert diskontiren, da man ja die Verhältnisse der Frau genau kennt. Aber ich werde Dir etwas sagen: es ist dringend nothwendig, wenn wir das Geschäft machen wollen, daß Du an den Amtsrichter schreibst und ihm mittheilst, daß Du Wechsel auf ihn ausgibst. Es wäre ja doch leicht möglich, daß der Bankier vor der Diskontirung oder auch nach derselben bei dem Amtsrichter anfragt, ob er Wechsel ausgestellt hat, und wenn er dies thut, und der Amtsrichter leugnet, käme ich natürlich in des Teufels Küche."

„Nun natürlich," sagte Lichtenberg, brutal lachend, „wir wollen unserem Freund die freudige Ueberraschung machen und ihm mittheilen, daß jetzt Wechsel auf ihn gezogen werden. Er wird zwar ein wenig brummen, aber es wird ihm nichts helfen."

„Noch Eines," sagte nach einer Pause Schlösser. „Du mußt mir reinen Wein einschenken.

Ich mißtraue Dir ja nicht, aber zwischen Genossen, wie wir, darf kein Geheimniß bestehen, insbesondere kein solches, das sich auf ein Geschäft bezieht. Du mußt mir sagen, wodurch Du den Amtsrichter in Deiner Gewalt hast, damit ich auch Vertrauen zu der Geschichte kriege. Du weißt, das ist eine komische Sache, wenn man mit einem solchen Papierchen zu einem Bankier kommt und man ist seiner Sache nicht ganz sicher. Man wird dann ängstlich, wenn der Bankier Fragen stellt, man macht ein dummes Gesicht, man macht Redensarten, die nicht zur Sache gehören, und diese Halunken von Bankiers passen haarscharf auf. Wenn ich nur erst weiß, daß Du ihn wirklich ganz sicher in Deinen Händen hast, wenn ich weiß, um was es sich handelt, dann bin ich auch sicher und gehe mit den Wechseln direkt zu Rothschild, wenn es sein muß."

Der schon stark angetrunkene Lichtenberg lachte laut auf. „Ich kann Dir die Geschichte ja erzählen. Sie ist eigentlich furchtbar komisch, nämlich — aber komm 'mal näher heran, ich kann das nicht so in die Welt hinausschreien."

Er flüsterte eine Minute lang in das Ohr Schlösser's, und als er dann seinen Kopf wieder zurückzog und Schlösser betrachtete, hatte dieser den Mund gespitzt und ließ einen leisen Pfiff hören.

„Alle Wetter," meinte er dann, mit den Augen zwinkernd, „das ist ja vorzüglich! Natürlich, Bruderherz, hast Du ihn ganz in Deiner Hand. Er muß ja machen, was Du willst, sonst ist er verloren. Jetzt natürlich ist die Sache erledigt; ich habe kein Mißtrauen mehr und gar keine Angst. — Nun aber frisch an's Werk! Wir wollen nur gleich," setzte er flüsternd hinzu, „uns einen ganzen Ballen Wechselformulare kaufen. Du sollst einmal sehen, wie ich diese Wechselchen unterbringe, natürlich nicht bei einem Bankier — das wäre Unsinn, denn da würde man bald Verdacht schöpfen. Schließlich bin ich auch noch in den Städten der Umgegend bei Geldwechslern und Geschäftsleuten bekannt, und da bringe ich auch noch Wechsel unter. Nur frisch an's Werk — es lebe die Compagnie!"

Schlösser füllte die Gläser und stieß mit Lichtenberg an, der das Glas schon zitternd und unsicher in der Hand hielt. —

Eine Stunde später war Lichtenberg sanft entschlummert, und sein Freund, der ebenfalls sehr bezecht that, bat den Wirth, den Freund auf dem Sopha seinen Rausch ausschlafen zu lassen, da er nicht mehr nach Hause könne.

Schlösser selbst entfernte sich etwas schwankend. Als er aber um die nächste Straßenecke gekommen war, wurde sein Gang sehr sicher.

(Fortsetzung folgt.)

General Augustin y Davila, Generalgouverneur der Philippinen.

(Mit Porträt auf Seite 297.)

Als der Krieg Spaniens mit der Union auszubrechen drohte, wurde der bisherige Generalgouverneur der Philippinen Primo de Riveras von Manila abberufen und durch General Augustin ersetzt. Generallieutenant Augustin y Davila, dessen Porträt wir auf S. 297 bringen, ist 1848 geboren und hat eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich. Er zeichnete sich im Karlistenkriege als Generalstabsoffizier aus, kommandirte zuletzt das VI. Armeecorps in Burgos und gilt für einen der befähigtesten Offiziere des spanischen Heeres. Alle persönliche Tüchtigkeit erwies sich jedoch ohnmächtig gegenüber den durchaus zerrütteten Verhältnissen, die er auf den Philippinen vorfand. Obgleich der amerikanische Admiral Dewey nach der Seeschlacht bei Cavite aus Mangel an Landungstruppen mit seiner siegreichen Flotte müßig in der Bai von Manila ankern mußte, genügte die Kunde von der Niederlage der Spanier doch, um den Aufstand gegen ihre Herrschaft auf allen Inseln des Archipels ausbrechen zu lassen. Von allen Seiten rückten Schaaren der Aufständischen unter ihrem Führer Aguinaldo gegen die Hauptstadt an. Es blieb dem General Augustin nichts Anderes übrig, als sich mit seiner Besatzung vor ihnen in den ummauerten Theil der Stadt zurückzuziehen, den er bis zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens auch tapfer behauptet hat.

Der Jantsekiang.

(Mit Bild auf Seite 300.)

Der größte Strom Chinas, der Jantsekiang, entspringt westlich von den Quellen des Huangho, am Südabhang des Kuenlün, um unterhalb Nanking in's Meer zu münden. Die Länge dieses Riesenstromes wird auf 5300 Kilometer, sein Stromsystem auf 1,872,000 Quadratkilometer (34,000 Quadratmeilen) geschätzt. Boote können bis Pingschan, 2875 Kilometer oberhalb der Mündung gelangen, wo die Schiffbarkeit ein Ende nimmt; Dampfer bis zur Stadt Jtschang in Hupe (1762 Kilometer oberhalb der Mündung), und bis dorthin befahren auch europäische Dampfschiffahrtsgesellschaften den Fluß regelmäßig. Oberhalb der eben genannten Stadt befindet sich eine 160 Kilometer lange Strecke, die durch ihre Stromschnellen Schiffen von europäischer Bauart große Hindernisse bereitet, welche jedoch von den einheimischen Fahrzeugen leicht überwunden werden. Unser Bild auf S. 300 stellt eine wilde Felsenscenerie aus dieser Gegend dar: eine vom Jantsekiang durchströmte Schlucht unterhalb Kweitschau-fu zur Sommerszeit, wo das Wasser des Flusses um 15 bis 18 Meter steigt, so daß dann an Stelle der getrennten, mit stillem Wasser wechselnden Schnellen ein einziger reißender Strom entsteht.

Die Rache der Bienen.

Erzählung von **Valentin Fern.**

Alljährlich, wenn das duftende Haidekraut blüht, ist es schön auf der weiten Haideebene, in deren Mitte drei kleine Hügel sich erheben, uralte Hünengräber, worin die Gebeine unbekannter Helden der grauesten Vorzeit vermodern. Schmetterlinge gaukeln umher, und emsig sind die summenden Bienen geschäftig, denn die Kleinbauern in den Dörfern am Rande der Haide sind fast alle nebenbei Imker. Der Haidehonig, den sie zu Markte bringen, ist des würzigen Geschmacks halber sehr beliebt und erzielt deshalb auch einen guten Preis.

Einer von diesen Haidebauern, der die Imkerei mit besonderem Eifer betreibt, ist der alte Klaus Haggel. Er besitzt wohl an die hundert Bienenvölker, deren Standort auf der Haide er zuweilen verändert, damit seine emsigen kleinen Arbeiterinnen mit dem süßen Raub nicht allzu weit zu fliegen brauchen und also nicht zu viel Zeit verlieren. Auf den zehn bis zwölf Morgen Ackerlandes, die er bearbeitet, baut er hauptsächlich Buchweizen, auch mit Rücksicht auf seine lieben Bienen, denn der Buchweizen blüht früher als das Haidekraut und kommt ihnen also vorher zugute.

An einem schönen Septembertage, als ich einmal wieder auf der Haide umherwanderte, traf ich mit dem alten Klaus Haggel bei seiner Bienenkolonie zusammen. Zuerst getraute ich mich nicht nahe heran und blieb in einiger Entfernung stehen. Der Alte aber rief freundlich, ich solle mich nur ganz ruhig nähern, für seine Bienen stehe er ein; keine einzige davon würde mich stechen. Als Freund und guter Bekannter, sogar als Mitglied des Thierschutzvereins käme ich ja, rief er lachend, und einem solchen thäten die vernünftigen Bienen gewiß nichts zu Leide. Freilich, wenn ich feindselige Absichten gegen ihn und seine Bienen hegte und solche in's Werk zu setzen versuchen wollte, dann würde es etwas Anderes und für mich höchst Gefährliches sein. Davon könne er mir eine ebenso merkwürdige wie furchtbare Geschichte erzählen.

Das machte mich neugierig, denn merkwürdige Geschichten sind mir sehr angenehm, da ich solche immer gut gebrauchen kann. Ich ging also zu ihm hin, zündete mir eine Cigarre an und legte mich so bequem wie möglich auf das weiche Haidekraut. Er nahm neben mir Platz.

Nachdem er bedächtig seine kurze Pfeife frisch gestopft und in Brand gesetzt, erzählte er Folgendes:

„Was ich zu berichten habe, ist ein Stück Lebensgeschichte aus meiner Jugendzeit und zugleich eine richtige Liebesgeschichte.

Die kleine Landstelle, in welche ich mich hineingeheirathet habe, gehörte vor vierzig Jahren dem Bauern Andreas Michaelis. Als dieser brave Mann das Unglück hatte, vom Heuwagen zu fallen und infolge des Sturzes zu sterben, hinterließ er eine trauernde Wittwe und eine vierzehnjährige Tochter, die niedliche Marianne.

Ungefähr zur nämlichen Zeit starb auch der wohlhabende Krugwirth des Dorfes, ein Wittwer, und hinterließ zwei Söhne, von welchen, dem Herkommen gemäß, der ältere und schon verheirathete das Wirthshaus — den Haidekrug — erbte nebst den dazu gehörigen Ländereien, wohingegen der jüngere Sohn laut Testament mit einem Kapital abgefunden wurde.

Matthias, so hieß der junge Mensch, war ein Taugenichts und Verschwender. Gleich nach dem Leichenbegängniß gerieth er mit seinem Bruder wegen der Erbschaft in Streit, weil dieser ihm nicht mehr Geld geben wollte, als wozu er verpflichtet war. So verließ Matthias denn ganz erzürnt den Haidekrug und wurde Knecht bei einem Bauern, mit dem er nach einigen Wochen sich auch schon veruneinigte, denn es war eben nicht mit ihm auszukommen. Wegen allerlei Händel und Raufereien gerieth er mehrmals mit der Polizei in Konflikt und wurde zu einigen kleinen Gefängnißstrafen verurtheilt.

Er stand also durchaus nicht in gutem Rufe. Trotzdem aber schauten ihn doch die Mädchen mit günstigen Augen an, denn er besaß ja etwas Vermögen und war ein stattlicher und hübscher Bursche, in jeder Hinsicht viel ansehnlicher als ich, der arme Taglöhnerssohn.

Zusammen mußten wir dann Beide das Dorf und die Haide verlassen, um während einiger Jahre unserer Militärpflicht zu genügen. Ich hatte weiter nichts als das bischen Löhnung, keine Unterstützung von Hause; Matthias aber lebte als flotter Soldat und ließ viel Geld daraufgehen in den Wirthschaften, auf den Tanzböden und beim Kartenspiel. So verjubelte er einen Thaler nach dem anderen von seinem Erbtheil, auch machte er so viel dumme Streiche, daß er einen erheblichen Theil seiner Dienstzeit im Arrest zubrachte, was ihn aber durchaus nicht besserte.

Als wir gleichzeitig vom Militär loskamen und in's Dorf zurückkehrten, war die Marianne ein großes schönes Mädchen geworden. Ich hatte am besten Gelegenheit, dies zu bemerken, denn Frau Michaelis nahm mich als Knecht an, da der bisherige fort wollte. Nun, da dachte ich denn, ihre Tochter, die immer recht freundlich gegen mich sich bezeigte, könnte wohl meine Frau werden. Aber ihre Mutter war durchaus nicht solcher Meinung, wie ich zu meiner Bekümmerniß erfuhr, als ich bescheiden wegen meiner Herzensangelegenheiten einmal bei ihr anklopfte. Ich war ihr eben ein gar zu armer Schlucker.

Der Matthias kam zuweilen in's Haus. Er hatte sich mit seinem Bruder ausgesöhnt und arbeitete im Haidekrug. Bald wurde mir zu meinem Verdruß klar, daß die Bäuerin sich ihn als Schwiegersohn wünschte. Um womöglich Marianne vor einem so traurigen Schicksal zu bewahren, erzählte ich ihr und ihrer Mutter Alles, was ich von dem Matthias wußte, besonders auch, daß er in der Stadt während der Soldatenzeit sein Vermögen verjubelt habe. Vor Allem dies letztere machte die Bäuerin stutzig, und sie behandelte den Matthias seitdem kalt und abweisend. Darüber gerieth er in gewaltigen

Zorn gegen mich, weil er ganz richtig vermuthete, ich müsse Unvortheilhaftes von ihm gesagt haben.

Um jene Zeit geschah ein geheimnißvoller Mord auf der Haide, der ungeheures Aufsehen in der Gegend erregte, wo seit Menschengedenken solcher Greuel nicht vorgekommen war. Man fand bei dem mittleren Hünengrabe den Leichnam eines Viehhändlers. Ein Schuß durch den Kopf hatte ihn getödtet. Selbstmord lag nicht vor, sondern, wie bald ermittelt wurde, ein Raubmord, durch welchen der Missethäter eine bedeutende Geldsumme, theils in einer Geldkatze und theils in einer Brieftasche verwahrt, erbeutet haben mußte. Zuletzt hatte man den Viehhändler lebend im Haidekrug gesehen. Der Wirth sagte aus, daß der Mann Nachmittags über die Haide nach einem Dorfe auf der anderen Seite habe wandern wollen. Wahrscheinlich hatte er sich verirrt und war auf den Hügel eines Hünengrabes gestiegen, um besser die Haide überblicken zu können. Und da hatte ihn denn, vermuthlich zwischen Dämmerung und Dunkelheit — denn um die Zeit wollte ein Schafe nach Hause treibender Junge einen Schuß gehört haben — in der wilden Einsamkeit die sichere Kugel des unbekannten Mörders niedergestreckt.

Eine Zigeunerbande, aus vierzehn Personen — Männern, Weibern und Kindern — bestehend, lagerte damals auf der Haide und gerieth wegen der That in Verdacht. Diese Leute, durch Betteln, Stehlen, Wahrsagen, Kesselflicken und Pferdehandel sich ernährend, standen ohnehin schon in schlechtem Rufe. Auch besaßen sie, wie man wußte, Schießwaffen. Allgemein nahm man deshalb an, daß ein Zigeuner den Viehhändler erschossen und beraubt habe. Die männlichen Mitglieder der Bande wurden verhaftet und hatten viele Verhöre und sonstiges Ungemach auszustehen. Man konnte ihnen aber nicht das Geringste beweisen, und so mußte man sie nach geraumer Zeit wieder laufen lassen. Doch glaubte damals Jedermann in der Gegend, und ich auch, daß ein Zigeuner der Thäter gewesen sein müsse. . . .



Vom Jantsekiang: Schlucht unterhalb Kwei-tschau-fu. (S. 299)

Es war einige Wochen nachher, da erschien eines Tages Matthias bei der Bäuerin und sagte: „Nachbarin, seid Ihr noch immer so mißgünstig gegen mich gesinnt wegen der Marianne?“

„Du hast ja Dein Vermögen verthan in der Stadt,“ versetzte sie. „Wie kannst Du wohl jetzt ans Heirathen denken?“

„Das ist gar nicht wahr!“ rief er. „Der Klaus Haggel hat das nur gesagt, um mir zu schaden!“

„Denke doch, es wird etwas Wahres daran sein.“

„Nicht viel. Wohl habe ich lustig gelebt und ziemlich viel Geld verthan, aber doch lange nicht alles. Auch habe ich sonst Glück gehabt.“

„Wie denn, Matthias?“

„Ich habe einen Treffer in der Lotterie gemacht und jetzt mehr Geld als früher.“

„Ist's aber auch wahr?“

„Schaut her! Ich habe mein Geld bei der Sparkasse in der Stadt zu vier Prozent angelegt. Auch besitze ich sonst noch Geld genug.“

Er zeigte triumphirend ein Sparkassenbuch über elfhundert Thaler.

Die Habgier der Bäuerin wurde dadurch vollständig geblendet. Auf ihrer kleinen Besitzung lastete eine Hypothek. Die Zinszahlung machte ihr zuweilen Sorgen. Mit den elfhundert Thalern konnte die Last beseitigt werden.

„Wenn Du nur sonst ein ordentlicher Mensch wärest —“ meinte sie zögernd.

„Nachbarin, darauf könnt Ihr Euch verlassen,“ sagte er heuchlerisch. „Ich habe ausgetobt. Jetzt bin ich der solideste Mensch im Dorfe.“

„Na, mir soll's dann schon recht sein,“ sprach die Bäuerin. „Wir wollen einmal hören, was die Marianne dazu sagt. Ich denke, es wird ihr auch recht sein, denn die Freundlichkeit mit dem Haggel hat nicht viel zu bedeuten.“

Marianne wurde gerufen. Ihre Mutter stellte ihr den Antrag des Matthias im schönsten Lichte dar und vergaß auch nicht, zu bemerken, daß dieser brave junge Mann und empfehlenswerthe Heirathskandidat von dem nichtsnutzigen Klaus Haggel arg verleumdet worden sei, denn es sei ja gar nicht so schlimm mit den Streichen und der Verschwendung des Matthias gewesen. Man müsse eben auch denken: Jugend habe keine

Humoristisches.

Der geprellte Raubritter.



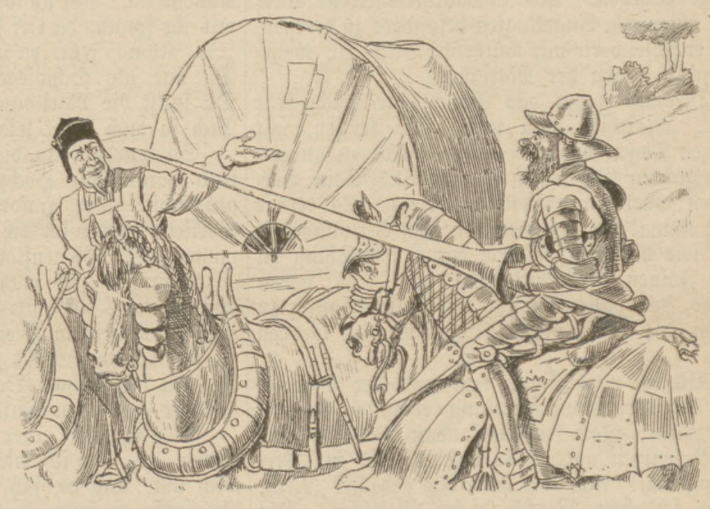
Was nur der Krämer Pfeffersack
Den ganzen Tag dort treiben mag?
Ein Jeder spricht, der ihn erblickt:
„Der gute Mann ist wohl verrückt!"



Der bied're Krämer aber lacht,
Er hat sich nichts daraus gemacht,
Jedweden Sack bemalt er fein
Und trägt ihn dann zum Wagen 'nein.



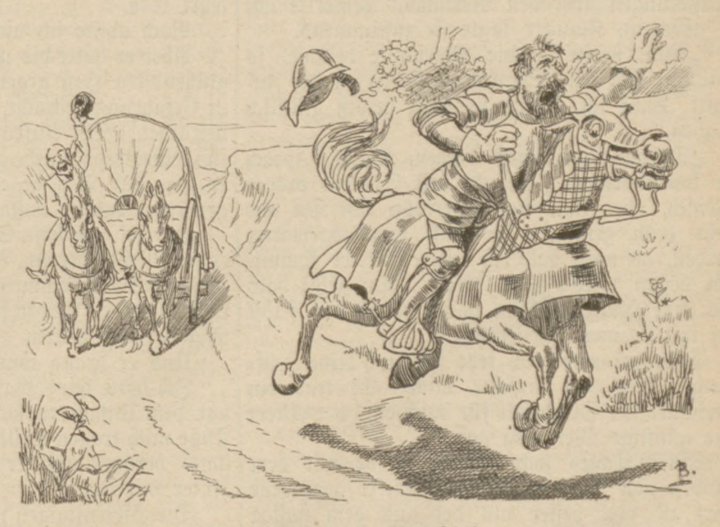
Hier hält nach echter Strauchdieb' Art
Ein Ritter hinter'm Busch verwahrt,
Da naht ein Wagen: „Hurrah! heute
Winkt hoffentlich mir reiche Beute!



He! Krämerseele! aufgemacht!
Geh', zeig' mir Deine theure Fracht!"
Der Krämer spricht mit frohem Sinn:
„Recht gern, Herr Ritter, schaut nur hin!"



Er lacht und schlägt den Plan zurück,
Der Ritter wirft hinein den Blick,
Er prallt zurück in starrem Schrecken,
Ein Graus packt ihn und seinen Schecken.



Er sprengt davon mit wildem Fluchen,
Den Weg zur Burg zurück zu suchen.
Der Kaufmann aber, Dank der List,
Fortan nicht mehr behelligt ist.

Tugend! Nun aber habe er ausgetobt und würde in Zukunft Alles vermeiden, was ihn in ärgerliche Händel und in Verdrießlichkeiten bringen könnte.

Matthias bestätigte dies mit scheinheiliger Miene und brachte dann so viele Lügen über meine Person vor, als er nur zu erdenken vermochte. Marianne aber, die eine herzensgute Meinung von mir hatte, wollte das Alles nicht so ohne Weiteres glauben. Als gehorsame Tochter wagte sie freilich nicht, den Antrag geradezu abzulehnen, der ihrer Mutter so vortheilhaft erschien, aber so vernünftig war sie doch, sich eine Bedenkzeit auszubedingen. Damit mußte Matthias vorläufig zufrieden sein. Die Angelegenheit stand ja zur Zeit für ihn recht günstig.

Noch am selben Tage erhielt ich durch Marianne selbst davon Kenntniß. Ich sah nun ein, daß ich auf das ersehnte Glück würde verzichten müssen. Es gab für mich keine Hoffnung mehr, Marianne's Hand zu erlangen.

So schien es.

Doch kam es anders. Denn vor Ablauf von acht Tagen gab's eine Streitigkeit auf der Kegelbahn im Haidekrug. Matthias war's, der ganz ohne Grund Händel anfing, sein Messer zog und damit im Jähzorn einen harmlosen jungen Burschen so gefährlich verwundete, daß eine Zeitlang für dessen Leben gefürchtet wurde. Ich war nebst vielen anderen jungen Leuten Augenzeuge des Vorfalls. Der Gendarm kam und verhaftete den Raufbold.

Bei der Gerichtsverhandlung war ich als Zeuge zugegen. Meine wahrheitsgetreue Aussage schien den Angeklagten besonders zu erregen, und er schleuderte mir wüthende Blicke zu, wahrscheinlich wegen der Marianne.

Diesmal nahm das Gericht die Sache sehr ernst. Matthias kam nicht, wie früher, mit einigen Tagen davon, sondern wurde zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt. Sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Es reichte nicht einmal hin, um dem von ihm Verwundeten, der, wie der Arzt erklärte hatte, lebenslang an den Folgen der Verletzung zu leiden haben würde, den vollen Betrag der Entschädigung zu leisten, die ihm gerichtsseitig zugebilligt worden war.

Als ich nach Hause kam und der Bäuerin von der Gerichtsverhandlung erzählte, da rief sie: „Nun, Gott sei Dank, daß die Marianne sich Bedenkzeit ausbat, so daß es nicht zur Verlobung kam! Ach, wer hätte das gedacht? Nein, so ein schlechter Mensch, dieser Matthias! Der hätte die Marianne und mich unglücklich gemacht!"

„Also hatte ich doch Recht mit meinen früheren Aeußerungen über den Matthias," bemerkte ich.

„Gewiß, Klaus!" sagte sie zustimmend.

„Nun, wenn ich die Marianne bekäme, so brauchtet Ihr keine Sorgen zu haben um die Zukunft, denn ich würde sie ganz gewiß glücklich machen."

„Daraus kann nichts werden, Klaus," sprach sie kopfschüttelnd. „Wohl bist Du ein braver Mensch, aber zum Schwiegersohn bist Du mir nicht reich genug. Da muß nun abgewartet werden, ob nicht bald ein besserer Freier kommt. Am besten wird's sein, Klaus, Du gehst bald aus dem Hause. Dann hört's wohl von selbst auf mit Deiner Verliebtheit."

Demnach war auch jetzt für mich keine Hoffnung. Doch ich täuschte mich. Es trat ein merkwürdiger Glücksfall für mich ein, der Allem eine günstige Wendung gab.

Eines Tages war ich im Moor mit dem Graben von Torf beschäftigt. Dieser gegrabene Torf ist viel besser als der aus dem nassen Moor geformte sogenannte Backtorf. Ich war sehr betrübt wegen meines Liebesunglücks und ahnte nicht, wie nahe mir das Glück sei. Verdrossen verrichtete ich die Arbeit. Mein ganzes zukünftiges Leben erschien mir so öde, traurig und freudlos, wie das schwarze, wilde Moor vor mir.

Da stieß mein Spaten plötzlich auf einen sonderbaren Gegenstand, und als ich das Ding herausgezogen und von der anhaftenden Moorerde gereinigt hatte, da war's ein uraltes großes Trinkhorn von purem Golde, dem einige Verzierungen und geheimnißvolle Runenzeichen eingeritzt waren.

Fast ohnmächtig wurde ich vor Freude. Als ich mich einigermaßen erholt hatte, rannte ich mit meinem Schatz nach Hause. Der Fund erregte großes Aufsehen bei den Alterthumsforschern und auch sonst im Publikum. Ich mußte ihn in's Provinzialmuseum vaterländischer Alterthümer abliefern. Als Finderlohn erhielt ich neunzehnhundertfünfzig Thaler — das war mehr als der Goldwerth betrug. Auch verdiente ich noch manchen schönen Thaler von den Gelehrten, welche die Fundstätte besuchten und mich immer zum Führer haben wollten. Es wurde eine Kommission herausgeschickt, welche auf Staatskosten umfangreiche Nachforschungen im Moor veranstaltete. Doch wurde weiter nichts gefunden, als einige Buckeln von Bronze, die jedenfalls früher zu einem hölzernen oder ledernen, nun längst vermoderten Schilde gehört hatten. Nach einigen Wochen stellte man die weiteren Arbeiten als nutzlos ein. Bei solchen wichtigen Funden spielt ja gewöhnlich der Zufall die Hauptrolle.

Ich war also plötzlich Kapitalist geworden, und die brave Bäuerin sah mich nun höchst wohlwollend an. Als ich wieder wegen der Marianne mit ihr sprach, da rief sie unter Freudenthränen: „Ja, Klaus, jetzt, da Du so viel Geld hast, bist Du mir als Schwiegersohn sehr willkommen! Du sollst die Marianne zur Frau haben, da sie Dich ja auch wohl leiden mag."

So wurde denn die Verlobung gefeiert und bald darauf die Hochzeit. Ich war nun der glücklichste aller Haidebauern. Mit besonderer Vorliebe betrieb ich die edle Imkerei und schaffte immer mehr Bienenstöcke an.

Geraume Zeit nach meiner Hochzeit befand ich mich eines Nachmittags hier auf der blühenden Haide bei meinem Bienenstand, wo ich allerlei zu thun hatte. Nicht weit davon standen zwei Jungen bei einigen Schafen und Lämmern, die auf der Haide ihr Futter suchten.

Plötzlich schrie einer dieser Jungen mir einige Worte zu, die ich nicht verstand. Ich blickte mich um, und da sah ich einen Menschen über die Haide meinem Bienenstand zulaufen. Wie er näher kam, erkannte ich ihn. Es war der Matthias, der seine Strafzeit im Gefängnisse abgesessen hatte und in die Heimath zurückgekehrt war.

Noch ahnte ich nichts Arges.

Aber er hatte die wüthendste Feindschaft, den glühendsten Haß gegen mich gefaßt, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß ich die Marianne geheirathet. Der Aufenthalt im Gefängnisse hatte ihn keineswegs mürbe gemacht. Unablässig mochte er Tag für Tag gegen mich, den Schuldlosen, gewüthet haben, anstatt sich selbst anzuklagen.

Er rief mir böse Schimpfworte zu, dann zog er ein Messer hervor, schwang es wild und schrie: „Mag darnach kommen, was da will! Du Hund sollst nicht im Glücke sitzen! Und die Marianne mag hernach heulen — mich kümmert's nicht."

Und er drang wüthend auf mich ein.

Ich hatte keine Waffe. So wich ich erschrocken vor dem Unhold zurück und lief, so rasch meine Füße mich tragen wollten, immer um den Bienenstand herum, und er, das Messer schwingend, hinter mir her.

Die Hirtenjungen wagten nicht, mir zu Hilfe zu kommen. Auch hätten sie ja doch nichts gegen den Rasenden ausrichten können.

Wir waren schon einige Male um den Bienenstand gelaufen und stets in ziemlich gleicher Entfernung voneinander geblieben, da verlor er die Geduld. In sinnloser Wuth drang er, um mich zu erreichen, mitten durch die Bienenkörbe, dieselben umstürzend und zur Seite schleudernd, gleichsam als ob es ihm auch noch einen Hochgenuß gewähre, mein Eigenthum möglichst zu schädigen. Aber das bekam ihm schlecht. Denn wüthend schwirrten die gereizten Bienen heraus und überfielen den Störenfried. Mich aber, obgleich ich selbst inmitten dieser schwirrenden Bienenwolke mich befand, stach keine einzige davon. Es war, als ob sie alle sehr gut wüßten, daß ich nicht ihr Feind, sondern ihr Heger und Pfleger sei.

Ich hörte ein wildes Schmerzgebrüll. Matthias, von unzähligen ergrimmten Bienen am Halse, im Gesicht, an den Händen, den Armen und überall sonst, wo sie nur ankommen konnten, fürchterlich zerstochen, hatte das Messer fallen lassen und wälzte sich auf dem Erdboden. Er vermochte sich der Peiniger aber nicht zu erwehren. Mir war wohl bekannt, daß wüthende Bienenschwärme zuweilen Ochsen, Kühe, Pferde überfallen und durch ihre Stiche getödtet hatten. Aber zum ersten Male in meinem Leben sah ich mit eigenen Augen ein solch' schreckliches Schauspiel, dem in diesem Falle ein Mensch zum Opfer fiel. Denn das Bienengift wirkt bei so vielen Stichen tödtlich, wenn nicht schnelle Hilfe zur Stelle ist. Und die war hier nicht so rasch zu beschaffen. Die Hirtenjungen hatten sich voller Furcht noch mehr von der Stätte entfernt. Ich selbst hatte ja eigentlich gar keine Ursache, dem Elenden zu helfen, fühlte mich aber doch dazu verpflichtet. Schnell setzte ich die Bienenkörbe wieder zurecht. Dann nahm ich eine von den getheerten Leinwanddecken, welche ich zu benutzen pflegte, um bei heftigen Regengüssen den Bienenstand vor Nässe möglichst zu schützen, und lief damit zu dem auf der Erde sich Krümmenden. Ich wälzte ihn auf die Decke, wickelte ihn hinein und schleifte ihn so einige hundert Schritte weit auf die Haide hinaus. Das half. Die Bienen verließen ihn allmälig und flogen nach ihren Körben zurück.

Aber wie schrecklich entstellt sah Matthias aus! Das ganze Gesicht eine rothe, entzündete und verschwollene, fast unkenntliche Masse. Ich hatte einen großen Krug voll Wasser draußen und benetzte ihn damit, um seine Qualen zu lindern; es schien aber nicht viel zu nützen. Einem der Hirtenjungen schrie ich zu, er solle in's Dorf laufen, dort melden, was er gesehen, und dafür sorgen, daß schleunigst ein Wagen herausgeschickt würde.

Das geschah denn auch. Nach reichlich einer Stunde erschien ein Wagen, und Matthias wurde nach dem Haidekrug zu seinem Bruder gefahren.

Sein Zustand wurde immer entsetzlicher, je länger das Bienengift fortwirkte. Im Dorfe wußte auch Niemand Rath für ihn. So wurde er denn nach der Stadt gefahren und in's Hospital gebracht. Die Aerzte schüttelten bedenklich die Köpfe. Wohl versuchten sie alles Mögliche, aber da war jede Mühe umsonst; Matthias mußte sterben.

Er begriff dies auch selbst sehr wohl. Und da gestand er auf dem Sterbebette, daß er damals den Mord bei den Hünengräbern auf der Haide verübt, daß er den unglücklichen Viehhändler hinterrücks erschossen habe, um ihn zu berauben. Das habe er gethan, um wieder zu Geld zu kommen und die Marianne heirathen zu können.

Bald darauf verlor er Sprache und Besinnung und verschied unter den entsetzlichsten Schmerzen.

So hatte man also damals die Zigeuner ganz ungerechterweise im Verdacht gehabt. Die Bienen aber hatten das furchtbare Verbrechen nun endlich an's Licht gebracht und schrecklich gerächt!"

— — — — — — — — — — —

Damit beendete mein alter wackerer Freund Klaus Haggel seine Erzählung. Unterdessen hatte er seine Pfeife ausgeraucht, und auch ich war mit meiner Cigarre fertig geworden. Im Westen neigte sich die Sonne zum Untergange und überfluthete und vergoldete mit ihren scheidenden Strahlen die weite Haide und die drei alten Hünengräber.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein weißer Sklave. — Die Deportation war von jeher in England ein gebräuchliches Strafmittel; lange vor Gründung der australischen Strafkolonie Neusüdwales sandte man Deportirte nach den nordamerikanischen Kolonien und den westindischen Inseln; ja, man zog mit echt spekulativem britischem Handelsgeiste sogar noch pekuniären Nutzen daraus. Die „weißen Sklaven" — so nannte man die Deportirten — wurden an die Pflanzer zu festen Preisen abgegeben. Weil aber in den Kolonien das bare Geld meist recht knapp war, so nahm die Behörde allerlei Landesprodukte in Zahlung an, nämlich in Virginia Tabak, auf den Inseln Jamaika und Barbadoes Zucker. Ende des 17. Jahrhunderts war auf Barbadoes der Preis für einen arbeitsfähigen „weißen Sklaven" 1150 Pfund Zucker — vermuthlich also ein großes Faß Rohzucker. Auf solche schlaue Weise deckte die Regierung die Kosten des Transports und hatte wohl sogar noch einen hübschen Profit bei dem sonderbaren Geschäft.

Aber nicht nur wirkliche Verbrecher wurden als „weiße Sklaven" verschachert, auch politische Feinde der Regierung, sowie auch solche, welche auf bloßen Verdacht hin dafür gehalten wurden. So geschah es unter der Willkürherrschaft Jakob's II. nach dem mißlungenen Aufstande des Herzogs von Monmouth im Jahre 1685. Furchtbar wüthete die Rache des Königs gegen die Ueberwundenen. Viele, auch der Herzog selbst, wurden hingerichtet und reichlich tausend Unglückliche deportirt, darunter viele angesehene Gentlemen, wie die Historiker übereinstimmend berichten, auch manche Unschuldige. So auch ein wohlhabender Gutsbesitzer, Thomas Rigby, der selbst gar nicht am Aufstande Theil genommen, den aber auf die Denunziation eines ihm feindlich gesinnten Nachbarn hin der Vorwurf traf, daß er seinen flüchtigen Vetter, einen Anhänger Monmouth's, nach der letzten entscheidenden Niederlage des Herzogs eine Nacht beherbergt und ihm fortgeholfen habe.

Rigby wurde verhaftet und nach zehnwöchentlicher Einsperrung mit vielen Leidensgefährten auf ein Schiff gebracht, um auf Barbadoes als „weißer Sklave" verkauft zu werden, ebenso wie die Anderen, darunter Offiziere, Advokaten, Geistliche. Während der Haft hatte Rigby von seiner Frau Eleanor und seinen zwei jugendlichen Söhnen nichts gehört, denn jeder Verkehr mit Verwandten war den Gefangenen untersagt, auch jeder Briefwechsel. So segelte er, für's Sklavenloos bestimmt, nach Barbadoes. Er glaubte für seine Lieben auf immer verloren zu sein.

Nach der Ankunft des Transportschiffes im Hafen von Bridgetown, der Hauptstadt der Insel, wurden die Deportirten in einen Schuppen gebracht, wo ein Kommissar des Gouverneurs sie denjenigen Pflanzern zutheilte, welche für den Preis von 1150 Pfund Zucker per Mann Begehren nach solchen weißen Zwangsarbeitern trugen. Rigby erfuhr, daß er an die Besitzerin einer kleinen Pflanzung nahe bei der Stadt verkauft sei. Ein Soldat würde ihn dorthin bringen und gegen Empfangsbescheinigung abliefern.

Mit dem militärischen Begleiter machte er sich auf den Weg, tief traurig, fast an Gott und der Welt verzweifelnd. Es war gegen Abend, als sie das kleine, nette Wohnhaus der Pflanzung erreichten. Da wurde die Hausthür aufgerissen. Eine Dame und zwei Knaben kamen zum Vorschein; sie liefen auf ihn zu und umarmten ihn unter Freudenthränen. Zu seinem größten und freudigsten Erstaunen erkannte er in der Dame seine Frau Eleanor und in den Knaben seine beiden Söhne. Der Soldat wischte sich gerührt zwei Thränen aus den Augen; dann empfing er die Bescheinigung über richtig geschehene Ablieferung und entfernte sich.

„Ist dies Traum oder Wahrheit?" rief Rigby ganz erschüttert.

„Es ist keine traumhafte Täuschung, lieber Thomas!" sprach sie freudevoll.

„Du auf Barbadoes, Eleanor? Und Arthur und George?"

„Ja, Du Lieber! Meine Pflicht ist es ja doch, da zu sein, wo Du bist, Dich nicht zu verlassen in Sorge, Kummer und Noth."

„Wie ist das nur möglich?"

„Sehr einfach ist's! Du bist wieder mein. Um dies durchsetzen zu können, bin ich in aller Geschwindigkeit Pflanzerin in Barbadoes geworden. Seit vierzehn Tagen bin ich mit Arthur und George auf dieser schönen Insel."

„Du hast mich also gekauft?"

„Jawohl — für 1150 Pfund Zucker."

„O Du unvergleichlich kluges und treues Weib!" rief Thomas Rigby.

Er umarmte und küßte wieder und wieder seine Frau.

Dann gingen sie in's Haus, wo in einem behaglichen Zimmer ein treffliches Abendessen bereit war.

Eleanor erzählte: „Wie bange Sorge ich um Dich ausgestanden, das ist unbeschreiblich. Ich versuchte es auf jede erdenkliche Weise, mit Dir, als Du in Haft warst, eine Verbindung anzuknüpfen; doch vergeblich war mein Bemühen. Aber durch Bestechung eines Gerichtsschreibers erfuhr ich wenigstens, was mit Dir geschehen solle, nämlich Deine Deportation nach Barbadoes, und daß dies Urtheil unabänderlich sei: Du würdest, wie die anderen Opfer der Tyrannei, als „weißer Sklave" verkauft werden. Da erkundigte ich mich genauer über diese Verhältnisse, und nachdem ich einen klaren Einblick in die Sachlage erlangt hatte, beschloß ich, nach Barbadoes zu übersiedeln, Pflanzerin zu werden und Dich zu kaufen. Unser Gut ließ ich in sicherer Verwaltung; ich nahm so viel Geld auf, als voraussichtlich nöthig war, und verschaffte mir auch einen Kreditbrief an einen Kaufmann in Bridgetown. Nach rascher Fahrt kam ich vor vierzehn Tagen hier an. Der Kaufmann, ein angesehener Herr, war sehr gut und freundlich gegen mich, ebenso seine Frau, die mir in jeder Hinsicht behilflich war. Durch ihre Vermittelung wurde ich mit der Gemahlin des Gouverneurs bekannt und ebenso mit der Gattin des Kommissars. Diese edel gesinnten Damen bewirkten es, daß ich Dich kaufen durfte für 1150 Pfund Zucker. Man weiß es, daß Du kein Verbrecher, sondern das unschuldige Opfer der Tyrannei bist, und so zollte man uns herzliche Theilnahme. Der gesetzlichen Form nach also bist Du mein „weißer Sklave" hier, in Wirklichkeit aber der Herr und Gebieter über diese kleine, hübsche, von mir gekaufte Pflanzung."

Das Exil dauerte übrigens nur wenige Jahre. Das englische Volk, überdrüssig der verhaßten Willkürherrschaft des Königs Jakob, verjagte ihn im Jahre 1688. Wilhelm III. kam auf den Thron. Mit vielen Anderen wurde auch Thomas Rigby aus dem Exil zurückberufen. Seine Frau verkaufte die ganze Pflanzung, nur ihren „weißen Sklaven" behielt sie. [F. L.]

Wortbildungen bei Geisteskranken. — Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei Geistesstörungen ist, daß die Kranken sich oftmals neue Wortbildungen schaffen, mit denen sie regelmäßig bestimmte Dinge bezeichnen. Sie verharren trotz aller Einwände fortgesetzt bei dieser Ausdrucksweise, während ihnen die richtigen Wortformen für die betreffenden Begriffe vollständig abhanden gekommen zu sein scheinen. Wir wollen in Gedanken eine Irrenanstalt aufsuchen und einige der Irren auf ihre Spracheigenthümlichkeiten prüfen. Die Kranken, die wir in unserer Umgebung sehen, leiden an Wahnsinn.

Da ist zunächst ein älterer Mann, der bereits seit sieben Jahren erkrankt ist. Er ist von der Wahnidee befallen, daß er Kaiser der ganzen Welt ist, daß aber viele Hochverräther seine Macht nicht anerkennen wollen, die deshalb durch einen Krieg unterworfen und bestraft werden müssen. Wir fragen ihn, wie die Erde heißt, und er antwortet darauf: „Bees." Auf unsere weiteren Fragen nennt er die Anstalt, in der er sich befindet, Schloß Bees, sein Stamm- und Residenzschloß Mark Bees. Die Sonne heißt Krölle, den Mond nennt er Baas und einen Stern Kroll. Die Stadt Frankfurt heißt bei ihm Nem, die nördliche Seite von Wiesbaden, woher er stammt, Ne, die westliche Seite Ken und das östliche Viertel Wan.

Wir machen den Kranken darauf aufmerksam, daß diese neuen Bezeichnungen von ihm erfunden worden sind. Er leugnet dieses bestimmt und behauptet, daß alle die genannten Dinge seit tausend Jahren die von ihm gebrauchten Benennungen führen, und daß die Menschen übereingekommen sind, sie so zu bezeichnen.

Wir wenden uns jetzt an eine Frau von fünfzig Jahren, die bereits seit acht Jahren geisteskrank ist und an Wahnideen von widernatürlichen und übernatürlichen Verfolgungen leidet. Wie wir in unserer Unterhaltung hören, gebraucht sie viele neu gebildete Worte. So nennt sie ihre Verfolger Makabömer. Wenn sie ausdrücken will, daß sie von ihren Feinden auf übernatürliche Weise gequält wird, so nennt sie dies Kuracho-Treiberei. Indem sie erzählt, daß ihre Feinde ihr die Gelenke auseinander zerren, nennt sie die Gelenke Wotel. Gewühlen heißt in ihrer Sprache auf das Herz drücken, Seelenscheid bedeutet das Brennen des Körpers. Wasemer nennt sie Menschen, die schon einmal gestorben sind und nun wieder auf der Erde herumwandeln.

Der nächste Kranke ist ein Mann in den dreißiger Jahren, der ebenfalls schon eine Reihe von Jahren geistesgestört ist. Er ist von der Wahnidee befangen, Graf zu sein und Güter in Rheinbayern zu besitzen. Obwohl er ganz anders heißt, nennt er sich selbst Miovsky. Angeblich soll damit sein Name in das Französische übersetzt sein. Den oberen Theil der bayerischen Pfalz, wo sich seine vermeintlichen Güter befinden, bezeichnet er als Rom-Bayern. „Es hörlt" sagt er von dem Zustand, wenn ihm ein Gedanke durch den Kopf geht und darin stecken bleibt. „Man dichtet mir in den Kopf" drückt er sich aus, um Gehörstäuschungen zu bezeichnen. Zuweilen klagt er, daß ihm die Gedanken gleichsam wie durch Schröpfköpfe weggezogen würden. Er nennt diesen Vorgang Flurzüge.

Der neben ihm stehende Mann ist schon seit zwanzig Jahren geisteskrank. Er leidet an dem Wahn, daß die halbe Welt einen Bund geschlossen hat, ihn zu verderben. Seine Feinde nennt er Galgengefristen oder Celebriten. Laisis-Affaire heißen bei ihm Landstreicher, die mit einem Magnet im Lande herumziehen und nach Eisen forschen. Das Wort Galosomos bedeutet ihm so viel wie Schurke. Die Kräfte der menschlichen Natur nennt er Expetisen oder Kolaturen. In diesem Moment geräth er in große Aufregung und schreit wiederholt: „Nein, ich werde nicht schattiren!" Wir fragen ihn, was er mit dem Ausdruck „schattiren" meint, und er erklärt, daß dies eine Scheinenthauptung sei, die dadurch zu Stande käme, daß der Scharfrichter, anstatt Jemand wirklich zu enthaupten, nur zum Schein einen Schwerthieb durch die Luft führe. Er selbst, fügte er hinzu, würde aber nicht schattiren, sondern seine Feinde thatsächlich enthaupten.

Das ganze Dichten und Denken des siebzigjährigen Mannes, zu dem wir jetzt treten, dreht sich um die „Hute". Wie wir aus der Unterhaltung mit ihm entnehmen, bezahlen die Hute für ihn Alles in der Anstalt. Er hat mit ihnen darüber einen Kontrakt abgeschlossen. Die Hute, theilt er uns mit, sind Menschen, die viele Eigenthümlichkeiten besitzen und besonders daran zu erkennen sind, daß sie an Rücken und Schultern weit stärker an Fleisch sind als andere Menschen.

Drüben in der Ecke steht ein kleiner Mann, der von Beruf Schneider ist. Er reckt seinen schmächtigen Körper so viel als möglich, stellt sich auf die Zehen, richtet den Kopf hoch auf und drückt militärisch die Brust heraus. Sein lebhaftes Mienenspiel und der Blick seines Auges, das von Entzücken strahlt, bekunden eine große Selbstzufriedenheit. Sowie eine Sache seine Bewunderung erregt, ruft er: „Koroko, roroko, rokoko!" Wir fragen ihn, was er damit sagen will, und er geräth sofort in die größte Verwirrung und Unruhe. Außerdem hat er noch einen zweiten Ausdruck: „Prolliom, piom, piom, o polliom!" Nach seinen Mienen glaubt er damit eine tiefe Weisheit geäußert zu haben.

Zum Schluß wollen wir noch an das Bett eines alten Mannes treten, der blödsinnig ist. Er hat die Augen geschlossen und liegt zusammengekrümmt da. Wir berühren ihn und richten einige Fragen an ihn. In hohen kreischenden Tönen antwortet er immer ungeduldiger: „Ennet, ennet!" Dringt man noch weiter in ihn, so wechselt er ab mit: „Inne, inne, inne!" Soll er sich aus dem Bett erheben, damit es aufgeschüttelt wird, so schreit er gewöhnlich in den tiefsten Tönen: „Onne, onne, onne!"

Eine Hauptquelle dieser neuen Sprachschöpfungen sind die Gehörstäuschungen. Die Kranken glauben diese Worte zu hören und wenden sie dann für die verschiedenen Begriffe an. Je mehr dieses Kauderwälsch übrigens bei einem Kranken um sich greift, desto weniger ist im Allgemeinen auf eine Genesung zu hoffen. [Th. S.]

Der Gebirgsführer. — König Ludwig I. von Bayern († 1868), der feinsinnige Kenner der Wissenschaften und der ebenso verständnißvolle Verehrer der Natur, pflegte jeden Sommer mehrere Wochen in dem lieblichen Tegernsee zu verbringen. Er trug dann immer die Kleidung der Bergbewohner, kurze Joppe, Kniehosen, hohe Strümpfe, derbe Stiefel, ein kleines Hütchen und einen großen Bergstock. Einmal machte er, ganz allein, eine Bergparthie, und ein Stück vor ihm gingen mehrere Damen denselben Weg. Etwa in der Mitte des Weges wendet sich eine der Damen an ihn und fragt ihn: „Lieber Mann, würden Sie uns wohl unsere Sachen bis herauftragen wollen?“ Sie hielt ihn wegen seines einfachen Kostüms für einen Gebirgsführer.

„Sehr gern,“ sagt Ludwig und nimmt den Damen bereitwillig das Gepäck ab.

Unterwegs wird er nach Verschiedenem gefragt, und die Auskunft, die er gibt, läßt den gebildeten Mann nicht einen Augenblick verkennen. Das erregt natürlich Verwunderung, und eine Dame fragt ihn: „Sie müssen wohl einmal bessere Zeiten gehabt haben?“

„Nun, es ist mir eigentlich nie schlecht gegangen,“ antwortet er.

„Eben,“ sagt die Dame, „Sie reden ganz anders, als die anderen Gebirgsführer.“

„Ich habe auch jedenfalls länger Unterricht genossen, als die anderen Gebirgsführer,“ versetzt Ludwig.

Unter solchen Gesprächen gehen sie weiter. Als sie an das Ziel gekommen sind, zieht eine der Damen ihre Börse und reicht dem König 30 Kreuzer. „Da,“ sagt sie, „thun Sie sich einmal recht gütlich.“

„Ich danke sehr,“ entgegnet Ludwig verbindlich, „aber ich darf kein Trinkgeld annehmen.“

„Warum denn nicht?“ fragen die Damen verwundert.

„Es ist mir zwar nicht ausdrücklich untersagt worden,“ versetzt er lächelnd, „aber es würde sich doch am Ende etwas schlecht mit meiner Würde vereinigen.“

Die Damen brachen in ein lautes Gelächter aus. „Mit Ihrer Würde?“ sagten sie höchst belustigt. „Was bekleiden Sie denn für eine Würde?“

„Ich bin der König von Bayern!“

Für einen Augenblick stand den Damen das Herz still. Sie stotterten dann eine Entschuldigung nach der anderen, Ludwig tröstete sie lächelnd über ihren Irrthum und nahm freundlich grüßend Abschied. [J. D.]

Die beiden Einladungen. — Der berühmte englische Schriftsteller Warren war ein großer Renommist und prahlte gern mit seinen Bekanntschaften. So erzählte er eines Tages einem Freunde, dem diese kleine Schwäche bekannt war, er wäre auf den nächsten Tag beim Lord-Großkanzler zu Mittag eingeladen.

„Ich ja auch,“ versetzte der Andere, „da werden wir uns also treffen.“

„Ja, ich gehe aber nicht hin,“ versetzte Warren, „ich habe etwas Anderes vor.“

„O, das thut mir leid, und der Lord-Großkanzler wird es auch bedauern; ich werde Dich bei ihm entschuldigen.“

„Nein, thue das lieber nicht,“ sagte der so in die Enge getriebene Warren verlegen.

„Warum nicht? Das muß man doch thun; gewiß werd' ich es ihm sagen.“

„Nun, da will ich Dir aufrichtig gestehen, ich habe gescherzt, der Lord-Großkanzler hat mich ja gar nicht eingeladen.“

„Mich ja auch nicht, ich habe auch nur gespaßt,“ versetzte darauf der Andere. [L—n.]

Frühreif. — Saphir zeigte schon in seinen Schuljahren Witz und Satire. Als ihn einst der Lehrer fragte: „Was ist ein Staatsmann?“ antwortete der kleine Saphir: „Einer, der Reden hält.“

„Hm, nicht schlecht,“ bemerkte der Lehrer; „aber doch nicht ganz richtig — ich zum Beispiel halte auch Reden, und bin kein Staatsmann. Also?“

„Einer, der gute Reden hält!“ platzte Saphir heraus. [—dn—]

Eine altrömische Bäckerei.

(Mit Abbildung.)

Im alten Rom wurde das Brod in Form von flachen Kuchen und ziemlich stark gebacken, gewöhnlich ohne Sauerteig. Das Müllergewerbe war vom Bäckerhandwerk noch nicht getrennt. In Pompeji, der ausgegrabenen antiken Stadt am Vesuv, hat man auch Bäckereien, die meist unterirdisch angelegt waren, aufgedeckt, und eine solche gab das Modell zu unserer Abbildung. In die große Amphora, ein bauchiges Thongefäß, links auf unserem Bilde, floß Wasser von oben; die Mühlen rechts befanden sich dicht bei der Getreidevorrathskammer. Das Mühlwerk bestand aus trichterförmig mit Mahlgängen versehenen Steinen, die auf säulenartigen Steinstümpfen standen und von Sklaven gedreht wurden. Die Knetstube zu ebener Erde war durch eine Steintreppe mit der Backstube verbunden. Auf einem steinernen, eingemauerten langen Tisch oben in einem nach der Straße zu offenen Gewölbe wurden die Brode zum Verkauf ausgelegt; auch mehrere solche Verkaufsstellen sind noch in Pompeji sichtbar. Alles in diesen Bäckereien war überaus einfach, und so auch das Produkt, welches sie lieferten. Für Festtage wurde Brod mit Früchten darin, mit Weinbeeren, Pflaumen, Sauerkirschen, gebacken.



Eine altrömische Bäckerei.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 37:
Geiz ist die größte Armuth.

Logogriph.

Am Wege liegt es hier und da
Mit **e** und **f** als Stein;
Schreibt man das Wort mit **n** und **k**,
So wird's ein Dichter sein.
Und nimmt man beide Zeichen fort,
So schwimmt's, an Gütern schwer,
Vom Heimathland zum fernsten Port
Durch's grenzenlose Meer.
Doch kennt's zugleich als Stadt die Welt,
Bei der schon mancher Mann
Mit vollen Segeln, froh geschwellt,
Die Fahrt durch's Meer begann.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Ziffer-Räthsel.

3 6 **5** 5 4 eine Fangvorrichtung,
5 **4** 7 **6** 2 ein deutscher Dichter,
3 6 8 4 **7** ein nautisches Maß,
1 **2** 5 **8** 6 ein Mädchenname,
3 6 **1** 7 4 ein Feldzeichen.

Die Ziffern von 1 bis 8 ergeben, durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, einen ausgezeichneten deutschen Arzt.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 37:
Furcht, Furche.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.